



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2014

Geisterschatten im Westflügel

Riemenschnitter, Andrea Hong Anrui ; Lutz, Catherine

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-111235>

Journal Article

Originally published at:

Riemenschnitter, Andrea Hong Anrui; Lutz, Catherine (2014). Geisterschatten im Westflügel. *Minima Sinica*, (2):122-144.

Geisterschatten im Westflügel Leung Ping-kwan

Aus dem Chinesischen von Catharine Lutz
und Andrea Riemenschneider

1

Am Abend blieb Ho Fong noch im Büro, um zu arbeiten. Eigentlich hatte er vorgehabt, die langen Essays seiner Studenten ganz durchzusehen, doch schweifte er immer wieder ab. Er war unruhig und geistesabwesend. Draußen heute ein Sturm, hinter den Fensterscheiben aus Matiglas zitterten Blumenschatten. Er hielt inne und wandte sich anderen Gedanken zu, grübelte abwechselnd über seine Vorlesungen, die er für das kommende Semester vorbereiten musste, und über den Vortrag, den er bei der nächsten Sitzung halten würde. Er wollte schreiben, doch irgendetwas blockierte ihn, so dass es einfach nicht vorwärts gehen wollte. Irritiert mühte er sich ab, suchte nach einem Weg, seine Gedanken, die sich wie übermüdete Trolle in seinem Kopf tummelten, zu Papier zu bringen.

Die Fensterscheiben schimmerten rötlich im Dämmerlicht. Etwas schlug an die Tür: »Wer ist da?« Dann wieder Stille. Sachte wabernde Nebelschwaden, das Flackern der Blumenschatten hinter den Fensterscheiben.

»Wer ist da?« Wieder ein Geräusch. Er öffnete die Tür. Kein Mensch weit und breit. Der Sturm heulte. Am Ende des langen Korridors ein Gewirr von Schatten.

Es war wohl der Wind – oder nein, das Geräusch hörte sich eher an wie menschliches Wimmern.

Leung Ping-kwan (Liang Bingjun) 梁秉鈞/Ye Si 世斯, *Hou zhimin shiwa yu ailing* 後殖民食物與愛情 [Postcolonial Affairs of Food and the Heart], neue, erweiterte Ausgabe [Erstausgabe 2009], Hong Kong: Oxford University Press, 2012, Kap. 4, »Xixiang mei-ying« 西廂魅影, S. 87–107.

Der lose baumelnde Lichtschalter am Ende des Korridors reagierte nicht mehr. Bleiches Licht fiel auf die alten, mit braunroten Rauten im europäischen Stil verzierten Keramikfliesen, die schon etliche Risse aufwiesen. Von jenseits der Terrasse, dort, wo man für Renovationszwecke ein Bambusgerüst aufgestellt hatte, fielen geheimnisvolle Schatten herein. Dahinter herrschte undurchdringliche Finsternis.

In der Eingangshalle des Instituts türmte sich unterhalb der Postächer allerhand Kleinkram, der in der Dunkelheit bedrohlich wirkte. Er machte im Vorraum der Halle Licht, erzeugte damit jedoch lediglich einen fahlen, gelblichen Widerschein. Im Vorübergehen drückte er noch auf den Lichtschalter für den zum Westflügel führenden Korridor, aber die dazugehörige Birne war schon lange kaputt. Ihr nervöses Flackern und das wacklige Baugerüst von nebenan verliehen der im Tageslicht höchst imposant wirkenden kolonialen Architektur des Gebäudes nun plötzlich ein verfallenes, düsteres Aussehen.

Während er zum Westflügel hinüber ging, sah er sich immer wieder nach allen Seiten um. Der dorthin führende Korridor war voller Getümpel. Es lag herum wie ein wucherndes Geschwür, das von der Geschichte zurückgelassen worden war. Das Korridorende war in pechschwarze Finsternis gehüllt. Beim Losgehen wäre er beinahe über einen Stapel Unrat gestolpert, den vermutlich Arbeiter dort liegen gelassen hatten. Er streckte die Hand aus, um sich an der Seitenwand abzustützen. Dabei berührte ihn etwas, das sich wie glatte Haut anfühlte! Ein Schulterbogen? Ein ausgestreckter nackter Arm? Zarte Finger wickelten sich um sein Handgelenk! Ein fremdartiger Duft. Aus der Finsternis funkelte ihm ein Paar weit geöffnete Augen an.

Er stieß einen Schreckensschrei aus, drehte sich um und lief, nein rannte zurück in sein am Ostkorridor gelegenes Büro. Dort angekommen, schlug er die Tür zu und schloss sie sicherheitshalber auch noch ab. Vor Aufregung keuchend, ließ er sich in seinen Sessel fallen. Ein beklemmendes Gefühl in der Brust, er rang nach Atem, danach ein nicht enden wollender Hustenanfall. Obwohl er sie auf die Knie stützte, hörten seine Hände nicht auf zu zittern.

Nachdem er sich allmählich wieder gefasst hatte, konnte er sich nicht mehr erklären, warum er so schreckhaft gewesen war. Tagsüber vergrub er sich in Stapeln von Büchern und verschlang gierig die Geistergeschichten alter Meister. Darin wimmelte es von Fabeln über Prüfungsanwärter, denen beim nächtlichen Studium junge Schönheiten begegneten. Warum nur kam solche Panik ihm ihm auf, wenn er in der realen Welt auf eine ähnliche Situation traf?

Was war dort draußen eigentlich los gewesen? Noch einen Augenblick später, als er sich wieder vollständig beruhigt hatte, kam er zu dem Schluss, dass er sich selbst gegenüber die Pflicht hatte, diese Dinge abzuklären. Auch seine Zivilcourage regte sich wieder. War womöglich jemand verletzt, war etwas passiert? Wenn nur kein Unglück geschehen war!

Falls es sich um etwas anderes, gänzlich Unvorhersehbares handelte, sollte er dann nicht lieber den Tatsachen ins Auge sehen, diese zu verstehen suchen, anstatt sich wild phantasierend in seinem Büro zu vergraben? Erst kürzlich noch hatte er im Klassenzimmer zu seinen Studenten gesagt, dass es immer eine Methode gebe, die Realität oder einen Text zu entschlüsseln, egal wie kompliziert diese auch waren. Durfte er denn einfach hinnehmen, dass er selbst ihnen nicht mit gutem Beispiel vorangehen konnte?

Er kramte eine Taschenlampe aus dem Büroschrank hervor, pflückte seinen Mantel vom Kleiderhaken und warf ihn sich im Gehen über. Das schwache Licht der Taschenlampe schweifte unruhig hin und her, wobei es eine Folge kleiner Lichtkegel in die Dunkelheit des Korridors entsandte. Im Westflügel angekommen, richtete Ho Fong zögernd und mit zitternder Hand den Lichtausschnitt auf den mysteriösen Schauplatz; am Geländer war nicht einmal der Schatten eines Menschen zu sehen! Es lagen dort nur ein paar in die Ecke geworfene schwarze Lumpen herum. Das forschende Licht der Taschenlampe bewegte sich über das Geländer hinweg und traf auf eine große, weiße Blüte, die sich von außen her über das Geländer neigte, einsam in der Dunkelheit wippte und einen fremdartigen Duft verströmte.

2

Das neue Semester hatte begonnen. Im Konferenzraum wurde eine Zeremonie anlässlich der Gründung des Seminars für Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaften abgehalten. Beim Eingang waren einige englischsprachige Bücher der Professoren ausgestellt. Der Seminarvorsteher, Professor Bleach, stellte die allgemeine Ausrichtung und den neuen Stundenplan des Seminars vor. Professor Fulkow hielt ebenfalls eine Rede. Auch Kollegen aus den anderen Instituten waren gekommen. Sogar die Kollegen von der Anglistik zeigten Haltung; obwohl sich die Komparatistik von der Anglistik abgespalten hatte, waren dennoch einige Dozenten aus dem Englischen Seminar anwesend. Außerdem waren noch Journalisten da, die Fragen stellten. Später gingen alle für einen Drink hinauf zum *common room*. Ho Fong war unglaublich müde. Vorher schon war er einige Male beinahe eingesnickt. Es lag nicht an den Reden, er war einfach hundemüde. Am Morgen hatte er den neuen Studenten bei der Einschreibung und der Wahl der Fächer helfen müssen, über Mittag die Arbeiten der älteren Studenten korrigiert, einige Studenten waren in sein Büro gekommen und hatten Fragen zu ihren Forschungsthemen gestellt. Am Nachmittag hatte er wieder eine Versammlung gehabt, diesmal diejenige der geisteswissenschaftlichen Fakultät.

Fulkow sprach gerade über Theorien. Ho Fong konnte seine Augenlider fast nicht mehr kontrollieren, er hörte nur noch »Foucault... Foucault... Fou...«,¹ sein Kopf schwankte, dann schreckte er wieder hoch. Das war alles nur wegen gestern, weil er die ganze Nacht durchgearbeitet hatte. Tatsächlich war es einfach zu viel Arbeit gewesen, er hatte keine andere Möglichkeit gesehen als wach zu bleiben. Am Ende war es jedoch noch immer viel zu viel Arbeit und die Nachtschicht hatte ihn gar nicht viel weiter gebracht.

¹ Mehrere der verwendeten Personennamen enthalten in der chinesischen Lautung Anspielungen auf Persönlichkeiten aus Literatur und Geisteswissenschaften. Dies wurde in der deutschen Version nachzubilden versucht: Brecht – Bleach, Bachin – Bading, Foucault – Fulkow, etc.

Im fünfzehnten Stock des Hochhauses saßen die Professoren Bleach und Fulkow mit dem Rücken zum Fenster auf einem langen Sofa, Bading und Armstrong saßen daneben, einige Studenten im Masterstudium, die nebenbei als Tutoren arbeiteten – A Jit und Ming Sang, aber auch Nguyen – hockten verstreut auf kleinen Schemeln und lauschten ehrfürchtig den aus den Mündern Bleachs und Fulkows hervorsprudelnden Visionen. Sie plauderten ein wenig miteinander und diskutierten anschließend über eine neulich im Magazin *The London Book Review* erschienene Buchkritik. Dann gesellten sich einige der erst vor kurzem eingetroffenen neuen Dozenten zu ihnen. Jeder Vereinigung folgt eine Trennung: Bald plauderte man wieder in kleineren Grüppchen.

Ho Fong goss sich gerade Kaffee ein, als Dickerchen Chan eintrat und sich neben ihn setzte. Kaum hatte er sich niedergelassen, setzte er auch schon seine Alleswisser-Miene auf und verkündete eifrig: »Kelly ist gestorben, wusstet ihr das?«

Das traf Ho Fong wie ein Schock. Nachdenklich schüttelte er den Kopf. Obwohl allgemein bekannt gewesen war, dass sich Kelly schon seit einer Weile mit Krankenhausaufenthalten herumzuschlug, hätte er doch niemals gedacht, dass alles so schnell gehen würde! Erst vor wenigen Jahren hatte Kelly sich pensionieren lassen und war in seine Heimat zurückgekehrt. Später gab es Gerüchte, dass Kelly wieder nach Hongkong gekommen war. Damals war es auch schon Dickerchen Chan gewesen, der mit detaillierten Informationen aufgewartet hatte: »Man sagt, er wolle die Universität auf Kompensation für seine Berufserkrankung verklagen!« Alle wussten, dass er ein Alkoholproblem gehabt hatte. Seit wann zählte denn so was als Berufskrankheit?

Ho Fongs Blick schweifte zur Terrasse, die das Restaurant umgab. Ihm schien, als sehe er dort einen Engländer auf dem Barhocker sitzen, der das gelbliche Bier in seinem Glas fixierte. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf. Dann arbeitete sich sein benebelter Blick durch eine blonde Haarsträhne hindurch, die ihm in die Stirn gefallen war, und schweifte in die Ferne. Folgte er vielleicht durch die grauen Reihen von Schulgebäuden und Wohnhäusern hindurch der Abendsonne, die gerade hinter dem Hügel versank? Vielleicht fixierte er aber auch nur die alkoholische

Flüssigkeit in seinem Glas, bevor er sie in einem Zug hinunter spülte, um dem weiß gekleideten Barkeeper umgehend zuzurufen: »Noch eins!«

»Wirklich zu schade, er ist doch ein Eliot-Experte gewesen!« Dickerchen Chan schien die Laudatio zum Schließen des Sargdeckels liefern zu wollen. Es war ihm offenbar ein Bedürfnis, seinem banalen Klatsch und Tratsch ein wenig akademisches Niveau zu verleihen. Kelly war gestorben, da würde es nichts schaden, ihm ein bisschen akademische Würde zu verleihen. Professor Bleach und Fulkow antworteten nicht, vielleicht hielten sie es in diesem Moment auch nicht für angebracht, mit Scherzen zu kontorn. Obwohl Kelly in der Vergangenheit die Gremien im Englischen Seminar nicht wenig erhitzt hatte, war jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt, um frivol zu werden. Auf der anderen Seite konnte man ihm ja wohl auch nicht gut nur deswegen akademische Wertschätzung entgegenbringen, weil der Mann gestorben war. Bading sagte kein Wort, Fulkow kehrte wieder zu seinem Lieblingsthema der Macht zurück, und natürlich reagierten die Studenten im Aufbaustudium erst recht mit keiner Silbe!

Da niemand seinen Gesprächsfaden aufgenommen hatte, wandte sich Dickerchen Chan mit listiger Miene wieder Ho Fong zu: »Du arbeitest doch jetzt in seinem alten Büro! Pass auf, dass er dich nicht am siebten Abend heimsucht!« Ho Fong gab notgedrungen mit gleicher Münze zurück: »Soll er doch! Wir haben immer gut zusammengearbeitet!«

Dass es eine stets angenehme Zusammenarbeit war, entsprach natürlich nicht ganz der Wahrheit. Es war schon einige Zeit her, dass Ho Fong mit Kelly zusammen eine englische Schreibwerkstatt geleitet hatte.

In jenem Jahr hatten sie lediglich drei Studentinnen unterrichtet. Theoretisch musste jede ihr Geschriebenes einem der beiden Professoren zur Korrektur abgeben, jedoch war Kelly immer unauffindbar gewesen. Also hatten sie ihre Manuskripte das gesamte Semester über Ho Fong gegeben. Er kümmernte sich damals um ihre Fortschritte, korrigierte und machte Verbesserungsvorschläge. Zwei der Studentinnen waren noch jung und

wagten es nicht, etwas zu sagen. Nur Nguyen, die schon etwas reifer war (eine sogenannte *mature student*), machte gelegentlich spize Bemerkungen:

»Ach, ich hab ja wahnsinnig Angst davor, Professor Kelly zu treffen! In diesem Semester bin ich ihm nur vorigen Monat einmal begegnet. Während er meine Erzählung las, schob er nacheinander alles, was auf seinem Schreibtisch lag, Bleistift, Radiergummi und Tesafilmrolle, in den Mund! Ich habe mir solche Sorgen gemacht, er würde auch noch meine Arbeit aufessen! Und noch mehr Angst hatte ich, dass er vor meinen Augen daran ersticken würde! Nichts hätte mich mehr aus der Fassung bringen können als das. Aber dann ist überhaupt nichts passiert! Als er mit Lesen fertig war, sagte er nur: »Okay! Schreiben Sie weiter!« Sonst nichts! Eine echte Antiklimax!«

Nguyen hatte einige Jahre als Krankenschwester gearbeitet, erst danach war sie noch einmal zurück an die Universität gekommen, um zu studieren. Ursprünglich stammte sie aus Vietnam. Sie kam als Kind nach Hongkong, wo sie auch die Schule besuchte. Später heiratete sie einen amerikanischen Arzt, mit dem sie eine Tochter hatte. Weil sie schon auf Berufserfahrung zurückblickte, aber auch aufgrund ihres biographischen Hintergrunds, war sie reifer als ihre Kommilitonen. Sie sprach sehr gut Kantonesisch und Englisch. Es hatte wohl auch etwas mit ihrer Herkunft zu tun, dass ihre Geschichten gehaltvoller und ansprechender waren als die der anderen. Ihr letztes Übungsstück war ein Liebesroman, in dem unter anderem das volkstümliche vietnamesische Hat-Cheo-Schauspiel, das ebenfalls vietnamesische Roi-Nuoc-Wassermariionettenspiel und die in Hongkong beliebte Kanton-Oper eine Rolle spielten. Offenbar hatte sie diese kulturellen Kulissen mit aktuellen Ereignissen verschmelzen wollen. Ho Fong fand ihre Arbeit nicht schlecht und gab ihr dafür ein B+, ohne zu ahnen, dass Kelly ihre Arbeit nicht gut fand. Später kommentierte Kelly, er habe keine Ahnung, was sie damit sagen wolle und war nicht davon abzubringen, ihr ein »Ungenügend« dafür zu geben.

Daraufhin bat ihn Ho Fong um eine Aussprache. Kelly sagte, man könne die Geschichte nicht verstehen. Ho Fong versuchte sie

ihm zu erklären: »Sie handelt von einer transkulturellen Liebe!« Kelly holte kopfschüttelnd ein Manuskript aus dem Schrank, das von einer Studentin stammte, die er in einem früheren Kurs unterrichtet hatte. Es war auf seine Empfehlung hin in einer ausländischen Zeitschrift veröffentlicht worden. Er reichte es Ho Fong und sagte: »So sieht eine echte transkulturelle Liebesgeschichte aus!« Ho Fong warf einen Blick darauf und war enttäuscht. Die Geschichte handelte von einer Hongkonger Schülerin, die nachmittags gelangweilt auf der Nathan Road flaniert. Sie lernt einen Engländer kennen, der sie auf ein Glas Wein einlädt. Danach landen die beiden im Bett. »So sieht also eine echte transkulturelle Liebesgeschichte aus!«, dachte Ho Fong fassungslos.

Ho Fong konnte auch dickköpfig sein; wenn er sich seine Meinung über eine Arbeit gebildet hatte, gab er so schnell nicht klein bei. Beide beharrten auf ihrer Einschätzung, bis man sich darauf einigte, die Arbeit von einem externen Gutachter prüfen zu lassen. Erst unmittelbar vor Beginn der Prüfungskonferenz entdeckte Ho Fong, dass niemand aus dem Institut ihn unterstützte. Selbst der Senior Lecturer, der sein Urteil ursprünglich geteilt hatte, äußerte an jenem Morgen plötzlich, dass er die Geschichte auch nicht so besonders finde. Ho Fong, dessen Person und Urteil nicht viel zählten, weil er erst neu ans Institut gekommen war, nahm seinen ganzen Mut zusammen, um sich auf ein verneinendes Urteil vorzubereiten. Zu seiner größten Überraschung sollte sich das Blatt aber doch noch wenden. Jener aus England stammende externe Experte, den er noch nie zuvor gesehen hatte, unterstützte ganz unerwartet Ho Fongs Bewertung und sprach sich für deren Beibehaltung aus! Allem Anschein nach hatte Ho Fong gesiegt, aber im darauf folgenden Semester bemerkte er, dass sein Name nicht mehr auf der Liste der Dozierenden für die Schreibwerkstatt auftauche!

Er hob den Kopf. Es schien ihm, als könne er immer noch seinen alten Kollegen sehen, wie er dort auf einem Barhocker am Tresen saß und sein nächstes Glas in einem Zug leerte. Ho Fong hob sachte sein Glas und dachte: Das alles ist ja schon längst vorbei. Die Kulturtheorie-Klasse hatte sich inzwischen endlich vom Englischen Seminar abgelöst. Er hatte nun sein eigenes Institut

und ihm war ein eigenes Büro zugewiesen worden. Und Studentinnen wie Nguyen, die ziemlich gut abgeschlossen hatten, waren am neuen Institut als Assistenten angestellt; sie konnten nun unbehelligt ihre Essays schreiben. Selbst wenn Kellys Geist aus den vergangenen Tagen zurückkehrte und man ihn um Mitternacht trüfe, könnte man die alte Feindschaft jetzt wohl mit einem Lächeln begraben!

»Wie es scheint, haben unsere Studenten keinen *common text*, mit dem sie alle vertraut sind und auf dessen Basis wir eine Diskussion beginnen könnten!« Von weiter drüben trieben Fukows Worte herbei. Ho Fong wusste nicht, ob er dem zustimmen sollte. Er selbst empfand es zwar als schmerzlich, dass das Lehren heutzutage immer problematischer wurde, aber er konnte sich nicht dazu durchringen zu glauben, dass die Schwierigkeiten nur von den Studenten herrührten.

Sein Blick schweifte über das vor dem Fenster stehende Sofa und seine dort sitzenden Kollegen hinweg durch großzügig bemessene Scheiben bis hinunter zu einem Komplex mit dicht gedrängten, grauen Sozialwohnungen. Dort gab es einen Raum, der viel unüberschaubarer, schwieriger zu analysieren und ausgedehnter als seine Institutswelt war!

Nachdem er an einem Nebentisch mit anderen Leuten geplaudert hatte, drehte Dickerchen Chan noch eine Runde und kam dann zu Ho Fong zurück, um dem Gespräch noch ein Schlusswort zu verpassen: »Ich habe doch gleich gesagt, dass man für ein neues Institut keine alten Büros nehmen soll. Jetzt seid ihr auf den Ost- und Westflügel verteilt worden, mit einer Abstellkammer dazwischen. So viele Winkel und Ecken, das gibt jede Menge Probleme. Das Fengshui ist nicht gut, es ist nicht geheuer dort...«

Ho Fong fiel ein, dass er jetzt gleich hinunter ins Büro musste. Heute Nacht musste er fleißig weiter arbeiten. Ihn schauderte. Er hätte nicht zu sagen gewusst, ob Dickerchen Chans Worte etwas damit zu tun hatten.

3

Ho Fong arbeitete bis tief in die Nacht. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich aufgeschlagene Bücher, denn er bereite einen neuen Kurs über das Thema »Postkolonialismus und die Kulturen Asiens« vor. Es wollte ihm einfach nicht gelingen, die eröffnenden Worte der ersten Lektion zu Papier zu bringen. Noch zwei Tage bis zum Vorlesungsbeginn; in seinem Kopf schien eine ganze Horde von Gedankengespenstern auf ihre Papiergeburt zu warten, aber jedes Mal wenn er sich anschickte, etwas niederzuschreiben, wollte es beim besten Willen nicht vorwärts gehen. In den Büchern entdeckte er viele Spuren, doch immer wenn er den Stift ergriff, verflüchtigten sie sich rasch wieder. Er streckte die Hand nach ihnen aus, ohne etwas zu fassen zu bekommen. Er schrieb einen Satz nieder und sofort kam es ihm vor, als hätte er in einem dicken Wollknäuel nach dem falschen Faden gegriffen – einem, der überhaupt nichts mit seinem Thema zu tun hatte. Es war eine ziemlich absurde Situation.

Eine Weile startete er leer vor sich hin. Die Zigarette in seiner Hand war unbeachtet verblüht, er drückte sie aus. Er legte eine Kassette in den Rekorder, kurz darauf erklang wie aus weiter Ferne eine südliche Weise. Die von der blinden Sängerin mit leiser, sanfter Stimme vorgetragenen Geschichten plätscherten dahin wie fließendes Wasser, dessen Rauschen den winzigen Raum ausfüllte. Die Töne der Erhu schienen ihn zu längst vergangenen Tagen zurückzutragen...

Es klopfte zweimal sachte an die Tür, dann herrschte wieder Stille. Es war spät in der Nacht, draußen vor der Tür diese grenzenlose Stille: Das immer noch ungelöste Mysterium beunruhigte ihn. Er öffnete zögernd die Tür, da stand Nguyen vor ihm. »Was ist das für eine Musik? Ich habe sie im Büro gegenüber gehört und bin ihr gefolgt...«

Ho Fong erklärte. Sie hörte lächelnd zu. Sie sprachen über kantonesische Musik und vietnamesische Gesangkunst. Sie trug ein hellblaues Kleid, ihre Augen strahlten.

»Ich bin gerade ins Büro gegenüber eingezogen, wir teilen uns dort ein Zimmer und haben ziemlich lange aufgeräumt, bis

schließlich nur noch ich hier war. Plötzlich hörte ich diese seltsamen Klänge...«

Während sie sich zum Gehen wandte, warf sie noch einen Blick auf die dunklen Büsche hinter dem Geländer und sagte lächelnd zu ihm: »Von hier aus kann man den Mond nicht sehen! Als ich vorhin unsere Tür öffnete, hatte ich eine schöne Aussicht auf die Schatten der Blumen und auf das Mondlicht. Ich arbeite auch gerne bis tief in die Nacht. Wenn es dann ganz still ist, trinke ich eine Tasse Tee und höre ein bisschen Musik, das ist unbeschreiblich wohlnehmend!« Mit diesen Worten und einem Lächeln auf den Lippen verschwand sie.

Ho Fong schloss die Tür und kehrte zu seinem Bücherstapel zurück. Er öffnete einen Theorieband, vertiefte sich darin, konnte anfangs auch noch ziemlich gut folgen, verlor mit der Zeit aber den Faden. Er griff nach einem anderen Buch, blätterte eine Weile herum und verlor sich wiederum in Gedanken. Er legte das Buch wieder weg. Während ihm alles Mögliche durch den Kopf schwirte, versuchte er vergeblich, seine verworrenen Gefühle auf ein Ziel hin zu ordnen.

Er saß noch eine Weile unschlüssig herum und beschloss dann, einen Spaziergang zu machen. Niemand war zu so später Stunde noch auf dem Korridor. Er lief und lief, bog vor dem Tor der Eingangshalle ab, lief eine Weile weiter den Korridor entlang und stand dann wieder vor der Halle. Der Durchgang zum Westflügel schien verschwunden, war plötzlich zu einer Wand geworden. Er lief wieder zurück und schlug eine andere Richtung ein, aber es war wieder nicht der richtige Weg. Räume, die während des Tages deutlich sichtbar waren, verbargen sich in der Nacht. Er lief noch um ein paar Ecken und stand wieder am Ausgangsort. Dass es offensichtlich Räume gab, die zwar existierten, nun aber nicht zugänglich waren, erschreckte ihn.

In diesem Augenblick hörte er draußen jemanden den Abhang hinunter rennen, von weit oben her kreischte jemand, ein spitzer Schrei, Fußgetrappel. Er reckte den Kopf hinaus, erblickte jedoch nur einen menschenleeren Straßenschnitt, der im fahlen Licht der Straßenlaterne lag. Sonst sah er gar nichts, nicht einmal den Schatten eines Menschen. Er kehrte wieder zu seinem

Büro zurück, stieß die Tür auf, betrat den winzigen Raum. Immer noch vernahm er von drüben her eilige Schritte und lautes Tütschlagen. Er zögerte kurz, schloss dann aber doch seine Tür und setzte sich. Auch jetzt fiel es ihm schwer, sich zu konzentrieren. Er legte die bereits verstummte südliche Musik noch einmal auf, wie um diesen Klängen ihre geheimnisvolle Kraft einer magischen Beschwörungsformel zu entlocken, die die Geräusche von draußen unhörbar machen sollte. Aber auf dem vor ihm ausgebreiteten leeren, weißen Blatt Papier stand immer noch kein einziges Wort.

4

Ho Fong ließ sich von Armstrong in dessen Wagen nach Mount Davis mitnehmen. Ein neues Semester hatte begonnen, das neue Institut war eingeweiht, die neuen ausländischen Kollegen waren angekommen. Der Seminarvorsteher hatte alle zu einem Essen zu sich nach Hause eingeladen. Einige der ausländischen Kollegen, die im Süden der Stadt wohnten, pflegten recht engen Kontakt untereinander. Ho Fong, der im Stadtzentrum wohnte, sah seine Kollegen jedoch normalerweise nicht privat, auch in Armstrongs Auto saß er zum ersten Mal. Er wusste über ihn nur, dass er Germanist war. Während der Fahrt erzählte Armstrong, dass er nächstes Jahr in den Ruhestand treten würde. Was wollte er denn nach der Pensionierung tun? Vielleicht »heimkehren«! Vielleicht könnte er auch endlich sein eigenes Schreiben angemessen etablieren. Ho Fong erfuhr erst auf diese Weise, dass sein Gegenüber sich literarisch betätigte. Armstrong erweckte normalerweise nicht den Eindruck, als sei er sehr beschäftigt. Meistens vergab er sich in seinem Büro, das wirklich sehenswert war. Schwere Vorhänge, brennende Räucherstäbchen aus Sandelholz, die Fenster fest geschlossen. Hier meditierte er den ganzen Tag über Fragen der Mystik und Ästhetik. Er erweckte den Anschein, am tiefsten Meeresgrund zu tauchen und nur selten an die Wasseroberfläche zu kommen.

Das Haus des Seminarvorstehers Bleach war ausgesprochen elegant, ein großzügiges Gebäude im Kolonialstil. Jedermal wenn

Ho Fong bei Besitem eines dieser schönen Häuser zu Gast war, verfiel er in grenzenlose Träumereien. Dieses war ein zweistöckiges Doppelhaus, das mit hohen Decken, Rundgängen und verwinkelten Räumen versehen war. Ganz anders als die heutigen nach industriellen Standards geplanten Bauwerke mit den immer gleich aussehenden Zimmergrundrissen haftete dieser Architektur noch eine gewisse aristokratische Aura an, die selbstbewusst die Trennung der Klassen mit speziellen Räumen und Durchgängen für die Dienerschaft betonte. Bleach hatte diese demonstrative Betonung der Klassenunterschiede mit seinen aus Bali oder Bangkok mitgebrachten Sammlerstücken asiatischer Volkskunst abgemildert. Eine No-Theatermaske an der Wand bezeugte die ganz und gar nicht von Vorurteilen belastete Leidenschaft des Hausherrn für die asiatischen darstellenden Künste. Der Gastgeber besaß auch selbst künstlerische Talente und gab bereitwillig etwas auf dem Klavier zum Besten. Später sang er ein paar Schubert-Lieder, worüber seine hübsche, die Literatur liebende Tochter in formvollendeter Weise das eine oder andere neckische Wort fallen ließ. Er führte mit der ganzen Familie ein Leben wie zu Kolonialzeiten, besaß überdies eine große Leidenschaft für die europäische Kunst und hatte sich im Kreis der Hongkonger High Society ausnehmend gut etabliert. Hinzu kam, dass er seiner eigenen Forschung nachgehen und sich gleichzeitig um die Familie kümmern konnte. Er war wirklich zu beneiden.

Bleach dankte Ho Fong dafür, dass dieser ihn während der Sommerferien als Institutsdirektor vertreten hatte. Ho Fongs Selbstwertgefühl war nie übertrieben hoch gewesen. Er hatte gleich verstanden, dass es nur deswegen dazu gekommen war, weil die europäischen Kollegen während der Sommerferien alle nach Hause wollten und der Direktor sich überdies gesorgt hatte, dass Dickerchen Chan eine solche Machtstellung nur für irgendwelche Wichtigtuereien ausnutzen und damit unweigerlich Schaden anrichten würde. In den Sommerferien fielen auch keine wichtigen Geschäfte an. Recht besehen war nur die neue Gastdozentin vom Flughafen abzuholen – und im Grunde wäre nicht einmal dies nötig gewesen. Er hatte auf sein Fax, in dem er nachfragte, ob er sie abholen solle, keine Antwort bekommen.

Da er sich Gedanken machte und vermeiden wollte, dass die Kollegin sich in der fremden Umgebung nicht zurechtfinden würde, fuhr er zum Flughafen, um sie abzuholen. Dort wartete er mit einem gewissenhaft in die Höhe gestreckten Namensschild auf sie. Am Ende stellte sich heraus, dass die neue Kollegin Jenn mit Peter, einem schon früher angereisten Kollegen, und ein paar weiteren australischen Wissenschaftlern aus einem anderen Institut gut bekannt war. Diese Kollegen hatten sich verabredet und waren zusammen zum Flughafen gekommen, um Jenn abzuholen. Beinahe hätte sich Ho Fong mit dem Namensschild noch lächerlich gemacht. Sonst waren nur eine Menge unbedeutender Unterschriften zu leisten gewesen, auf die man auch schadlos hätte verzichten können. Wenn andere Leute eine Machtstellung innehaben, dann nehmen sie sich in der Regel ungeheuer wichtig. Nicht so Ho Fong. Ihm bereitete das Amt einige Wochen lang Kopfschmerzen und dann war es zum Glück wieder vorbei damit.

Ho Fong diskutierte mit Bleach, ob die Studenten des neuen Instituts ihre Masterarbeiten nicht auch in chinesischer Sprache verfassen könnten. Einige Studenten, die sich neu einschreiben wollten, hatten ihm dies gefragt. Das Englisch einiger Studenten war nicht über alle Zweifel erhaben, aber in den literaturwissenschaftlichen Modulen waren sie stark: Wenn man nun Komparistik der chinesischen und westlichen Literaturen betrieb, war es womöglich sogar besser, chinesisches zu schreiben, weil man damit seine Theorien praktisch anwenden und so besser über deren Stärken und Schwächen nachdenken konnte. War es nicht bereits jetzt üblich, über französische Literatur französisch zu schreiben?

Bleach kniff die Brauen zusammen und meinte, dass die Sache an sich ja nicht schlecht sei, wahrscheinlich würde es aber eher schwierig werden, externe Gutachter von genügend hohem Niveau zu finden, wie man das Niveau der Masterarbeiten garantieren könne, stelle sich als weitere Frage. Ho Fong war in beiden Punkten anderer Meinung und sprach das auch kurz an. Weil es aber sinnlos war, auf einer Party endlos über berufliche Angelegenheiten zu zanken, ging er bald darauf wieder zur Ge-

selbigkeit über, stieß mit den anderen an und ließ es vorläufig dabei bewenden.

Einige Masterstudenten interessierten sich für die Kurse des neuen Instituts und erkundigten sich nach den Unterrichtszeiten – sie wollten gerne als Hörer zu den Kursen zugelassen werden. Ho Fong meinte lachend, dass ihm das wohl arg unter Druck setze. Fulkow kam zu ihnen herüber, legte seine Hände auf Ming Sangs und A Jits Schultern und erzählte, dass ab nächster Woche eine Oper von Wagner gespielt werde. Er fragte, ob sie Lust hätten hinzugehen. Mit Ming Sang verabredete er sich zum Schwimmen und meinte, man könne sich vorher auf einen Drink bei ihm zu Hause treffen. Er schien bereits einiges getrunken zu haben, aber sie waren alle in bester Stimmung.

Nur Mrs. Donnaway trank keinen Alkohol. Sie forschte über buddhistische Dichter, trug immer weiße Kleidung und glich ein wenig einer Nonne. Zuerst plauderte sie mit der Frau des Seminarvorstehers, später gesellte sich Jenn an ihre Seite. Die beiden vertieften sich in ein angeregtes Gespräch.

Nguyen fragte Ho Fong, ob sie nicht für ihn als Tutorin arbeiten könnte. Ho Fong wusste noch nicht, ob an seinem Kurs 80 oder 90 Studenten teilnehmen würden; Tutorate werden von der Institutsleitung vergeben, meinte er. Er habe aber gehört, dass schon alle Tutorate an Fulkow gegangen seien. »Obwohl in seinen Kursen kaum mehr als zehn Leute sitzen!«, bemerkte Nguyen lachend. Dann kam Jenn vorbei und wurde von Nguyen herzlich begrüßt. Jenn winkte Ho kurz zu und bedankte sich noch einmal dafür, dass er sie abgeholt hatte. Jetzt habe sie sich bereits bestens eingerichtet. Sie fragte noch, ob er morgen mit ihr etwas Chinesisches essen gehen wolle, anschließend setzten sich die beiden Frauen in eine Ecke und unterhielten sich lebhaft.

Ho Fong wollte einen Happen nehmen und bemerkte erst jetzt, dass nach all den Gesprächen außer etwas Brot nichts Essbares mehr übrig war. Also schenkte er sich lediglich ein Glas Bier nach. Er wechselte ein paar Worte mit Bading. Sie kamen auf ihren gemeinsamen Kurs für Studienanfänger zu sprechen und berieten sich, was sie ändern wollten. Sein Gesprächspartner fragte noch nach, ob es in seinem Roman-Seminar nicht Stu-

denten gab, die sich wehrten, wenn zu viele englische Texte im Programm waren. Dann erkundigte er sich: »Finden Chinesen den Inhalt von *Empire of the Sun*² nicht diffamierend?« Ho Fong antwortete betont beiläufig, dass dies überhaupt nicht der Fall sei und tatsächlich hatte kein Student ihm gegenüber je so etwas geäußert.

»Na dann ist es ja gut!«, meinte Bading. Ho Fong hatte sich das wirklich gründlich überlegt und war selbst ursprünglich der Meinung gewesen, dass dieser Text etwas unangebracht sei, doch es war Bading gewesen, der darauf bestanden hatte, dass dieses Buch verwendet werden sollte. Weshalb musste er denn jetzt nachfragen? Was wollte er bestätigt haben? Ho erinnerte sich daran, dass einmal eine ausgesprochen nachdenkliche Studentin im Masterkurs während der mündlichen Prüfung einen Aufsatz Badings kritisiert hatte, woraufhin dieser sie durchfallen ließ. Ho war höchst verwundert darüber und hatte gleich nachgehakt. Bading hatte darauf nur »Oh!« gesagt und seinen Eintrag auf »Bestanden« abgeändert. So war er eben manchmal, ziemlich zerstreut. In Gedanken weile er meistens anderswo – nicht in dem Raum, der vor unseren Augen liegt.

Neben ihm stand sein Student Ming Sang, der zur Zeit über die englischsprachige Literatur Hongkongs forschte, bei der Gelegenheit auf *Die Erfindung der Nation* von Benedict Anderson³ zu sprechen kam und darüber sinnierte, wie sich Hongkong als Gemeinschaft wohl imaginiere. Ho Fong meinte, dass es unmöglich sei, klar zu sagen, wie dessen *imagined community* tatsächlich aussehe, wenn man zu dieser Frage nur englische Texte befragte und die chinesischsprachigen oder ins Englische übersetzten chi-

² Von J. G. Ballard im Jahr 1984 veröffentlichter Roman vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs. Er handelt von einem englischen Jungen, der mit seinen Eltern in Shanghai lebt. Nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor besitzen die Japaner das Shanghai International Settlement, ein Gebiet, das unter westlicher Verwaltungshoheit stand. Der englische Junge wird von seinen Eltern getrennt und es folgt die Geschichte seines Überlebenskampfes.

³ Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*, engl. Originaltitel: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (1983). Anderson argumentiert, dass die Nation ein soziales Konstrukt ist und somit stets aufs Neue von den Bürgern erfunden werden muss, die sich als Teil dieser Gemeinschaft wahrnehmen.

nesischen Texte nicht berücksichtigte. Bading lachte: »Fall doch nicht auf einen dermaßen eng partikularistischen Standpunkt zurück!« Ho Fong musste auch lachen: »Du weißt doch, dass ich nicht so einer bin! Aber wie kommt es nur, dass ausländische Theorien, selbst wenn sie noch so brillant sind, unsere eigenen Phänomene zum Verschwinden bringen, sobald wir sie in unsere Analysen einbauen?«

Bald danach strömten noch mehr Leute herein, die keiner kannte, und es wurde eng. Nacheinander verabschiedeten sich die Kollegen und machten sich auf den Heimweg.

Ho Fong fuhr im Wagen von Armstrong mit, der auch den ziemlich angetrunkenen Bading mitnahm. Sie mussten ihn rechts und links untergehakt wegführen. Der Wagen fuhr am High West vorbei und hielt in dem Moment an, als auch Dickerchen Chans Wagen eintraf. Bading stieg aus und rief: »Himmel, ist das heiß!« Er zog seine Jacke aus und wollte sie sich schwungvoll über die Schultern werfen, wobei er stolperte und hinfiel. Bading war ein wahrer Hüne; bei seiner Körpergröße hätte er allen Helden auf den Kopf spucken können. Dickerchen Chan half ihm auf und bugsierte ihn in den Lift hinein. Armstrong fragte Ho Fong, wohin er jetzt wolle. »Mir wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als wieder ins Büro zurückzugehen!« Obwohl er sich ziemlich berauscht fühlte, wollte Ho Fong sich gleich wieder ans Pul setzen. Er würde einfach so viel erledigen, wie ihm noch möglich war. Aber in seinem Kopf herrschte ein schreckliches Drunter und Drüber. Er war sich nicht sicher, ob er heute überhaupt noch irgendetwas zustande bringen konnte.

5

Ho Fong speiste mit seinen neu angekommenen australischen Kollegen Jenn und Peter in der chinesischen Kantine im vierzehnten Stock. Peter lehrte Film- und Medienwissenschaften während Jenn, die Expertin für feministische Theorien war, einen einjährigen Forschungsaufenthalt mit einem Stipendium der australischen Kulturstiftung absolvierte. Ho Fong hatte rasch und voller Freude festgestellt, dass diese beiden zu einer Minderheit

von Kollegen gehörten, die sich im Gegensatz zu den vorherigen ausländischen Lehnkräften für chinesisches Essen interessierten. Anders als einige andere Mitarbeiter, die sich ständig im *common room* des fünfzehnten Stocks verkrochen, wo sie Bier tranken und Fish and Chips oder Sandwiches aßen, verabscheuten Jenn und Peter diese Fast-Food-Kost und lobten stattdessen Limonypoulet und frische Gemüsegerichte in den höchsten Tönen. Obwohl Jenn gedämpften Fisch wegen der Gräten nicht gem hatte und aus Rücksicht auf die schlanke Linie am liebsten vegetarische Gerichte als Hauptgang wählte, bewahrten die beiden eine grundsätzliche Offenheit gegenüber den lokalen Speisen der Kolonie. Sie erzählten Ho Fong sogar von ihren gemeinsamen abenteuerlustigen Abendausflügen in einheimische Restaurants. Als Peter die Schweinefleisch-Grillspieße eines Restaurants am Sai Wan lobte, gewann er jedermanns Sympathie. Nachdem ihre Gastgeber sich längst an die bormierten Essgewohnheiten der älteren Generation englischer Kollegen gewöhnt hatten, war es für die von jenen anderen Kontinent angereisten neuen Kollegen ein leichtes Spiel, mit ihren erfrischend abweichenden Vorstellungen positiv zu überraschen.

Jenn fragte viel über lokale Bräuche. Ho Fong fühlte sich unversehens in die Rolle eines Eingeborenen versetzt, der zum ethnographischen Informanten erkoren worden war. Peter, muskulös und durchtrainiert, erkundigte sich nach nahe gelegenen Fitness-Studios. Jenn fragte nach allen möglichen chinesischen Restaurants. »Hongkong ist so wundervoll! Aber wenn es etwas gibt, das ich beim Essen in Hongkong vermisse, dann sind es richtig gute getrocknete Tomaten.« Jenn ließ diese Bemerkung ganz nebenbei fallen. Ho Fong hörte ihr irritiert zu. Gemäß seiner eigenen, freilich begrenzten Kenntnisse des westlichen Essens herrschte kein Mangel an italienischen Nahrungsmitteln in Hongkong, sie waren nur ziemlich teuer! In Hongkong lebten so viele Ausländer, und da Läden wie Oliver's, Sebco oder das neuere City Super ihr Sortiment wesentlich den Ansprüchen westlicher Kunden anpassten, konnte es doch eigentlich nicht so schwierig sein, getrocknete Tomaten zu erstehen? Vielleicht waren sie in Hongkong sogar verbreiteter als Wasserlinsen oder Wildreis-

sprossen. Aber als er ihr mehrere Orte aufzählte, zeigte Jenn keinerlei Reaktion. Im Stillen überlegte er, dass man bei Leuten wie ihr, deren Bildung und Erfahrungen so umfassend waren und die sich für alles interessierten, ganz sicher davon ausgehen konnte, dass sie schon an jenen Orten gewesen war. Vielleicht war es ja er, der sich nicht gut genug mit westlichem Essen auskannte, oder vielleicht waren jene getrockneten Tomaten von denen sie sprach, eine besondere Art, über die er nichts wusste.

Peter erwähnte einen Studenten aus dem dritten Jahr, der ein exzellentes Konzept für ein Forschungsprojekt über den polyphonischen Roman verfasst habe. Ho Fong erinnerte sich an eine Meinungsverschiedenheit, die er kürzlich mit Bading gehabt hatte: Die literarische Form des Romans hatte auch eine Geschichte, man konnte doch nicht beliebige formale Vorgaben für irgendeinen chinesischen Roman benutzen. Schließlich war auch die chinesische Erzählliteratur das Ergebnis einer historischen Entwicklung. Aber er war sich nicht ganz sicher, ob es das Projekt desselben Studenten war. Während er darüber noch nachdachte, teilte Peter ihm mit, dass ihn jener Student um die Betreuung seines Projekts gebeten hatte. Ho Fong schickte sich gerade an, ein paar Fragen zu stellen, als Jenn von ihm wissen wollte, ob er einen gewissen australischen Kritiker gelesen habe. Es sei gerade ein Sammelband mit Rezensionen von ihm herausgekommen. Es klang, als wollte sie damit sagen, dass sich in diesem Buch die Lösungen für schlichtweg alle Fragen finden ließen. Sie erzählte von ihren Plänen, einen Lesezirkel für postkoloniale Theorien zu veranstalten. Nguyen war Feuer und Flamme: Sie sprang auf, rief »genial!«, und betonte, dass sie unbedingt teilnehmen wollte. Dies war Jenns unvergleichliche Art, Gedankensprünge zu machen. Während sein Gehirn immer noch sehr bodenständig mit Nahrungsmitteln und lokalen Alltagsproblemen beschäftigt war, diskutierte sie schon längst wieder über ihren geliebten Feminismus und Postkolonialismus.

Jenn war um die weitere Entwicklung der Abteilung besorgt und erkundigte sich nach zur Zeit laufenden Besetzungsverfahren. Sie kritisierte die gegenwärtige Politik, personelle Angelegenheiten nur auf höchster Kaderebene zu behandeln und forder-

te eine demokratischere Lösung. Außerdem bemängelte sie, dass es zu wenig junge Theorie-Dozenten und weibliche Lehrkräfte am Institut gebe. Alle, die eine Meinung und Ideen dazu hatten, sollten sich sofort verbünden!

Obwohl Ho Fong noch nichts getrunken hatte, fühlte er sich dadurch beschwingt. Er war ganz in seinem Element – so wie Yu Baoya, als er sich mit dem einzigen Kenner seiner Musik anfreundete.⁴ Zu Beginn der neunziger Jahre, in dieser glorreichen Ära der Verschmelzung von Alt und Neu, als die Abteilung für Komparatistik sich gerade erst von der Anglistik getrennt und Autonomie erlangt hatte, konnte sie sich von einer Menge repressiver Regeln und Bestimmungen verabschieden und mehrere kulturwissenschaftliche Kurse neu konzipieren. In einer solchen Phase hatte man Gleichgesinnte ganz besonders nötig!

Jenn und Peter waren gerade zur richtigen Zeit eingetroffen, solche Mistreiter hatte ihm der Himmel geschickt! Als sie erfuhren, dass er einen Kurs über postkoloniale Kultur durchführen wollte, ermunterten sie ihn dazu und meinten, es wäre der genau der richtige Zeitpunkt dafür. Sie kündigten an, dass sie seine Vorlesung besuchen würden. Sie wollten sogar freiwillig Aufgaben übernehmen und selbst mit unterrichten. Natürlich begrüßte Ho Fong dieses Angebot sehr. Offen gesagt fehlte ihm nach seiner gerade erst erfolgten Abnabelung von einem Schwarm konservativer englischer Professoren, die sein Curriculum immer streng überwacht hatten, noch das Selbstvertrauen. Er schien die Bestätigung anderer immer noch nötig zu haben und war unendlich dankbar für jegliche Unterstützung aus den Reihen seiner Mitmenschen. Man hätte fast denken können, sie wären ein Club von Liebhabern dubioser Speisen oder Jünger einer geheimen Sekte, die unbekannte Mitglieder schon bei den ersten Anzeichen einer ähnlichen Gesinnung erkannten und gleich zu ihren besten Freunden deklarierten. Postkoloniale Theorie, postkoloniale Theorie – laut rezitiert klang es wie eine archaische Zau-

⁴ Diese Anspielung bezieht sich auf die Han-zeitliche Anekdote eines berühmten Zitherspielers namens Yu Boya, der nach dem Tod seines engsten Freundes sein Instrument nicht mehr spielen wollte, weil seiner Meinung nach niemand außer dem Verstorbenen seine Kunst richtig zu schätzen wusste.

berformel; mächtig genug, um Geister und Dämonen zu bannen, um den dichtesten Nebel zu lichten und dahinter einen strahlend blauen Himmel zum Vorschein zu bringen.

Während sie nach unten gingen, fragte Jenn: »Ich habe gehört, dass es gestern einen ziemlichlichen Aufruhr in der Bibliothek gegeben hat?« Ho Fong entgegnete, dass er von nichts wisse und fragte, was denn passiert sei. Jenn warf ihm einen prüfenden Blick zu und antwortete: »Man sagt, dass sich in der Bibliothek ein nackter Verückter herumgetrieben hat. Er hat die Studentinnen so sehr erschreckt, dass sogar Tränen flossen. Danach gelang es ihm zu entkommen!«

Sie wiederholte noch einmal, dass es in der Abteilung zu wenige Dozentinnen gebe. »Genau«, bestätigte Nguyen, »ganz richtig«, während sie Ho Fong überholte und neben Jenn die Treppe hinausstieg. Ho Fong, der hinter ihnen herging, hatte den Eindruck, dass Nguyens Stil sich in letzter Zeit immer mehr demjenigen Jenns angleich.

6

Ho Fong betrachtete sich im Spiegel, er zog sein Spiderman-Kostüm an, streifte sich eine Maske über, schnellte mit einem Ruck vom Dach der HSBK in die Luft und schwebte elegant zur Dachkante des IFC-Gebäudes, um den nackten Verückten zu stellen und vor Gericht zu bringen!

Als er aufwachte, bemerkte er, dass er die ganze Nacht am Schreibtisch verschlafen hatte. Aus den Tiefenschichten seiner wirren Träume auftauchend, mit steifem Nacken und tauben Armen, noch in der Schwebe zwischen Sein und Schein, besann er sich nicht gleich darauf, an welchem Ort und in welcher Zeit sein Körper sich gerade befand. Er öffnete die Tür seines Büros und trat auf den Korridor hinaus. Draußen zwitscherten die Vögel um die Wette, die Luft war herrlich frisch. Es kam ihm so vor, als hätte er die Welt schon ewig nicht mehr bei Tageslicht gesehen. Während er dort stand und seine Gliedmaßen wohligh streckte, überkam ihn ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Er erinnerte sich, wie er im Traum in die engen Maschen eines Netzes geraten

war und sich nicht mehr bewegen konnte, wie er danach noch in allerlei beklemmende, vertrackte Situationen verwickelt wurde. Er jubelte innerlich, dass das alles nur ein kurzlebiger Traum gewesen war. Streckte er nicht jetzt gerade seine Arme und Beine, lag nicht ein neuer Tag vor ihm und konnte er nicht gleich wieder frisch ans Werk gehen?

Die Reinigungsfrau kam vorbei, warf Ho Fong ein kurzes »Morgen!« zu, fegte das Laub neben dem Abfluss zusammen, staubte Türen und Fenstersimse ab. Als sie sah, dass seine Bürotür offen stand, räumte sie gleich noch seinen Abfall weg. Sie entsorgte die im Aschenbecher aufgetürmten Zigarettens tummel, brachte einen ganzen Stoß Notizpapier, das sich auf seinem Schreibtisch angesammelt hatte, in den Altpapier-Container und leerte den restlichen Müll in einen großen schwarzen Plastiksack. Ho Fong erinnerte sich, dass seine Mutter früher auch im Reinigungsdienst gearbeitet hatte. Dass er jetzt selbst so viel Abfall produzierte, kam ihm verantwortungslos vor. Mit schlechtem Gewissen murmelte er: »Sie sind aber früh dran, Frau Hong!«

Sie antwortete wegwerfend: »Was heißt hier früh! Gestern war hier allerdings bis tief in die Nacht die Hölle los. Habe die Schulwache rufen müssen! Eigentlich wollte ich auch noch die Polizei rufen!«

Also war es gar kein Traum gewesen? Es war tatsächlich geschehen?

»Würde er geschnappt?«

»Ein Riesenkerl, stand bei den Büchergestellten, die Studentinnen genau im Blickfeld ... Auf einmal fingen alle an zu schreiben und dann haben sie ihn umstellt!«

Das hatten sie gut gemacht, wenigstens für den Moment war dieses Problem also erledigt. Von woher war dieser Typ wohl gekommen? Man musste jetzt rasch für eine gute psychologische Betreuung sorgen, dachte Ho Fong. Er sollte nun aber endlich zurück an seine Arbeit gehen.

»Man sagt auch, dass es jemand war, der tagsüber hier die Studenten unterrichtet. Ist entwischt! Aber jeder weiß doch, wer das war!«

Ho Fong erschrak. Da hatte er geglaubt, dass die ganze Angelegenheit nichts mit seiner Arbeit zu tun hätte, und nun dies: »War es einer von unseren Lehrern?«

Frau Hong antwortete nicht, zeigte nur in Richtung Westflügel. Sie wollte nicht sagen, wer es war. Ho Fong erstarte vor Schreck. War es Bading? Oder Fulkow? Oder etwa Bleach? Armstrong? Peter? Dickerchen Chan? Es sah aus, als wäre jeder von ihnen verdächtig, als wäre jeder irgendwie involviert. Er hörte Frau Hong noch sagen: »Es war ja auch nicht das erste Mal. Mitten in der Nacht, steht splinternackt dort am Geländer des Westflügels, ein weiß glänzender Körper, direkt gegenüber dem hinteren Durchgang, wollte wohl gesehen werden! Abartig! Wer dort zufällig vorbeikam, muss sich zu Tode erschreckt haben!«

Frau Hong schleifte den gefüllten Abfallsack über die Fliesen des Korridors hinter sich her, als sie ging. Einerseits die geschmackvollen Schnitzereien der klassischen Architektur, andererseits Risse in den Bodenfliesen. Hier das neu errichtete Baugerüst aus Bambus, dort die Morgensonne, die ihre Strahlen durch die unregelmäßige Linie der Büsche und Bäume schickte und dabei fleckige Schatten auf die rotbraunen Bodenfliesen warf. Dann war nur noch Ho Fong auf dem Korridor. Er blieb noch eine Weile in Gedanken versunken stehen.⁵

⁵ Im Februar/März 2008 erschütterten Hongkong mehrere Sex-Skandale; einer davon betraf die Hong Kong University, die die Kulisse der vorliegenden Erzählung ist. Dabei spielten allerdings im Internet publizierte Filme und Fotografien eine Rolle. Der hier geschilderte Fall von Exhibitionismus ist erfunden.

Breviarium sinicum

Nach chinesischen Zeitschriften

Januar bis Juni 2014

*Zusammengestellt von Suizi Zhang-Kubin
und Wolfgang Kubin*

Huang Kunyao 黄坤尧: Die Poetik des Dai Wangshu und das reine Gedicht 戴望舒诗论与纯诗体系, in: *Xin Wenxue Pinglun* 2014, S. 118–125, 129.

Von dem Dichter und Übersetzer Dai Wangshu (1905–1950) gibt es nur wenige Äußerungen zur Poetik. Diese finden sich vor allem in seinen zweimal aufgelegten *Verstreuten Gedanken zur Poetik* (*Shilun lingzha* 诗论零札). Die erste Auflage von 1932 enthält in 17 Abschnitten verstreute Eindrücke, die von Shi Zhecun (1905–2003) herausgegeben wurden. Es fehlt da jegliche Systematik. 1937 wurde Nr. 4 gestrichen, so dass es nur noch 16 Abschnitte gab. Die zweite Auflage von 1944 enthält sieben von Grund auf umgeschriebene Abschnitte, so dass sich eine strenge Systematik ergab. Dai Wangshu beweist mit seiner Kritik am Wert der Tradition für die 30er Jahre viel Mut. Leider richtet er sein Augenmerk allein auf die Regungen des Gefühls, lässt Reim und Rhythmus außer Acht. In seiner Poetik der 40er Jahre spricht er nicht das Erbe der Tradition an. Das macht den größten Unterschied der beiden Ausgaben aus. Dai Wangshu steht unter dem Einfluss der französischen Dichter des Symbolismus wie Stéphane Mallarmé (1842–1898), Paul Verlaine (1844–1896), André Gide (1869–1951), Paul Valéry (1871–1945), Francis Jammes (1868–1938) oder Paul Fort (1872–1960). Seine Poetik lässt sich unter den Stichworten Ordnung, Wesen, Übersetzung und Form zusammenfassen. Es geht ihm um die Prosodie, die